

denen Gott kundtut, daß die Kirche der Weltzeit nur durch die Leiden äußerster Christusförmigkeit zur Vollendung gelangt. Wer alles zu diesem Orden gehört, wissen wir nicht. Behutsam sagt Bonaventura von Franziskus: „De isto videtur fuisse Franziscus“, „er schien diesem Orden anzugehören“³⁰. Auch Paulus und Johannes, so meint er, gehören zu ihm. Das ist der Orden der Stigmatisierten, der durch alle Zeiten geht und dessen Glieder wie Paulus sagen können: „Fortan werde mir keiner mehr lästig, denn ich trage die Wundmale meines Herrn an meinem Leibe“³¹.

Diesem Gedanken von einem seraphischen Orden quer durch die Geschichte liegt die Vorstellung zugrunde, daß auch die Vollendung der Kirche in der Weltzeit durch die gnadenhafte Erweckung Einzelner zur vollen Christusförmigkeit so vorbereitet wird, daß in ihnen das Leidensgeheimnis Jesu ganz offenbar zutage tritt, ebenso die Tröstung des Heiligen Geistes und die Aufhebung der Erde in die Nähe des Vaters. Indem Einzelne der gnadenhaften Erwählung in sich Raum geben, bleibt durch sie die Erde in beständiger leibhafter Berührung mit der verwandelnden Lebenskraft des verklärten Christus, auch inmitten wachsender Dämonie in der Weltzeit. Damit wird Franziskus, wenn er ein Exponent dieses geheimnisvollen Ordens in der Zeit der Geschichte der Kirche sein darf, aus jeglicher Enge einer ordensinternen Inbesitznahme herausgerückt und ganz dem Geheimnis der Kirche zugewiesen, die an diesen erwählten Gliedern ihr eigenes Geheimnis der Hingabe und des Harrens zeithaft eindringlich darstellt.

Reserven der Hoffnung

Eugen Biser, München

Christus in eurer Mitte;
er ist die Hoffnung auf
die Herrlichkeit (Kol 1, 27)

Der zeitgemäße Appell

Um die Aktualität der Botschaft Jesu glaubhaft zu machen, griff *Milan Machovec* in seiner (1973 erschienenen) Monographie ‚Jesus für Atheisten‘ zu dem kühnen, aber durchaus legitimen Mittel, Worte des Evangeliums in die Sprache unserer Zeit zu übertragen. Dasselbe soll hier mit einem

³⁰ Bonaventura, *Collationes in Hexaëmeron*; XXII, 22; a. a. O. S. 706 f.

³¹ Gal 6, 17.

der bekanntesten Worte aus der alttestamentlichen Heilsgeschichte geschehen. Es ist an die Hoffnungs- und Emigrationsgestalt Abrahams gerichtet; und es bleibt offen, ob es ihm motivierend oder bekraftigend und bestätigend zugesprochen ist. Jedenfalls folgt es dem schweren Ansinnen, das Jahwe an ihn richtet, auf dem Fuß:

Zieh fort aus deinem Land, aus deiner Sippe,
aus deinem Vaterhaus und geh' in das Land,
das ich dir zeigen werde! Ich will dich zu
einem großen Volke machen und dich segnen,
und ich will dir einen großen Namen geben.
Sei ein Segen! (Gen 12, 1f)

In die Sprache unserer vielfach resignierenden und trotz des Überangebots an Utopien im Grunde zukunftsfernen Zeit übersetzt, könnte die Schlußwendung des Gottesworts an Abraham lauten:

Sei ein Hoffnungszeichen;
hilf andern hoffen!

In dieser Sprachgestalt ist der an Abraham gerichtete Imperativ wie kaum ein anderer an der Zeit. Denn unsere Gegenwart ist im Bewußtsein vieler eine Zeit tiefer Resignation und Hoffnungslosigkeit. Obwohl die politische Unruhe der letzten Jahre abgeklungen ist und die beängstigende Rezession auf dem wirtschaftlichen Sektor gleichfalls im Begriff steht, überwunden zu werden, lautet die Diagnose, die dem Menschen dieser Zeit gestellt werden muß, nach wie vor ‚hoffnungslos‘ – und dies in einem ganz wörtlichen Sinn. Denn der Mensch der Gegenwart lebt weithin, wie es der Epheserbrief im Blick auf den vorchristlichen Zustand seiner Adressaten ausdrückt: „ohne Hoffnung und ohne Gott in dieser Welt“ (2, 12). Auch der Christ nimmt an diesem Schicksal weitgehenden Anteil. Von ihm gilt nicht mehr, daß er sich durch seine Hoffnung, wie Paulus es noch als selbstverständlich unterstellt, von der resignierenden Masse derjenigen unterscheidet, „die keine Hoffnung haben“ (1 Thess 4, 13). Mit ihnen zusammen ist er unter das gleiche Joch der Hoffnungslosigkeit gebeugt.

Ursachen der Resignation

Das kann uns nicht verwundern; denn die entmutigenden hoffnungswidrigen Zeiterscheinungen sind mit Händen zu greifen! Einige davon stehen massiv und drohend schon ganz im Vordergrund der zeitgeschichtlichen Szenerie. So sehen viele Zeitgenossen das Gespenst der Bevölkerungsexplosion lawinenhaft, alles unter sich begrabend, auf sich zukommen. Andere fürchten – und das angesichts der hinter uns liegenden Erfahrungen

nicht ohne Grund –, daß sich die Energie- und Nahrungsquellen der Erde schon in naher Zukunft erschöpfen könnten, und daß die Menschheit demgemäß, wenn kein Wunder geschieht, einem Zustand totaler Verelendung entgegengesetzt. Wieder andern gerät der Gedanke der Umweltverschmutzung zum Alptraum; sie sehen die Erde in einer gespenstischen Verfassung vor sich, die dem Menschen keine Lebensmöglichkeit mehr bietet.

Dennoch sind diese konkret motivierten Formen der Hoffnungslosigkeit noch nicht die schlimmsten. Mit der Hoffnungslosigkeit verhält es sich vielmehr wie mit dem Unglauben. Auch er erreicht seine gefährlichste Spitze nicht dort, wo er in Frage stellt und kämpft, sondern in jener schleichen Form, die über die Möglichkeiten des Glaubens zur Tagesordnung übergeht und nicht mehr reagiert. Analog zu diesem ‚stummen Unglauben‘ gibt es auch eine Hoffnungslosigkeit, die sich nicht etwa auf besonders bedrohliche Zeiterscheinungen bezieht, sondern einfach – als sei es das Selbstverständliche von der Welt – der Zukunft den Rücken kehrt. Es ist die Hoffnungslosigkeit jener, die dahinleben, als gäbe es für sie nichts mehr, wofür sie sich einsetzen, erwärmen, engagieren könnten. Viele, allzuvielen sind von ihr befallen. Sie fühlen sich beruflich überfordert, menschlich enttäuscht, im Stich gelassen und vereinsamt. Und manche Züge im Antlitz der Gegenwart scheinen ihnen nur zu sehr recht zu geben. Die Hoffnungssinseln, die infolge der ungeheuren Leiderfahrung des Zweiten Weltkriegs und seiner Nachwehen zustande kamen, schmelzen dahin wie Eisberge im Golfstrom. Die Vereinten Nationen verlieren an Autorität und Prestige, groß gedachte Friedensinitiativen zerbröckeln unter unseren Augen, die Entwicklungshilfe, eine der größten Errungenschaften im politischen Leben der Gegenwart, schlägt entweder in Neokolonialismus um oder verfehlt das ihr zugedachte Ziel. Wichtiger als diese vordergründigen Symptome sind jedoch vier Faktoren, die gleichsam unter der Oberfläche des Zeitgeschehens liegen und deshalb ausdrücklich namhaft gemacht werden sollen.

Die erschwerenden Umstände

Als erster dieser Faktoren sei die ungeheure Komplizierung unserer Lebenswelt erwähnt. Der Mensch, der heute antritt, um sich den berühmten ‚Platz an der Sonne‘ zu erkämpfen, hat es unbestreitbar schwerer als der Angehörige früherer Generationen, weil sich die Verhältnisse auf eine früher unvorstellbare Weise kompliziert und verunklärt haben. Man erinnere sich nur daran, daß wir fast nicht mehr leben können ohne die Hilfe von Apparaturen und Mechanismen, deren Aufbau und Funktionsweise nur noch wenigen Experten durchschaubar ist. Wie die Astronauten in den Weltraumraketen sind wir alle an Versorgungssysteme angeschlos-

sen, auf deren Funktionstüchtigkeit wir auf Gedeih und Verderb angewiesen sind, ohne daß wir sie begreifen. Deshalb bietet unsere Lebenswelt bei aller Rationalität zugleich den Eindruck eines undurchdringlichen Dschungels, in dem man sich nur mit größter Mühe zurechtfindet.

Ein zweites hängt damit zusammen: die Bürokratisierung der ganzen Lebensverhältnisse. Wohin man kommt, bei Behörden, Ämtern, Instanzen, sieht man sich mit einem vielschichtigen System konfrontiert, das nicht von ungefähr an jene alpträumhafte Gegenwelt erinnert, wie sie *Franz Kafka* in seinen Erzählungen beschwor. Darin meldet sich eins der schwersten Probleme unserer Gegenwart zu Wort: das Ungleichgewicht zwischen Person und Institution. Daß die Bürokratie derartig auszuwuchern vermochte, hängt ursächlich damit zusammen, daß sich die Person allenthalben auf dem Rückzug vor übermäßig gewordenen Steuerungs- und Verwaltungsapparaturen befindet.

Als dritter, damit wiederum eng verbundener Faktor ist die Rationalisierung der gegenwärtigen Lebenswelt zu nennen. Allenthalben triumphiert die Zahl, die Quantität. Qualitatives wird, wo immer es nur angeht, auf Quantitäten und Quantitätsunterschiede zurückgeführt und dadurch um sein Eigenleben und Eigengewicht gebracht. Davon leitet sich die makabre Schablonenhaftigkeit der Gesamtszenerie her. Mit *Nietzsche* könnte man sagen, daß sich die Beleuchtung aller Dinge verändert habe. Die Farben sind aus unserer Welt gewichen. Was blieb, ist eine Welt der Zahl, des Numerischen, der Quantität, ein trostloses Grau in Grau.

Nicht unerwähnt bleibe auch ein Viertes, das sich am deutlichsten in der Studentenrevolte der vergangenen Jahre abzeichnete. Sie verfolgte das unsinnige Ziel einer totalen Politisierung der gesamten Lebenswelt. Sie verfolgte es sicher nicht ohne ein partielles Recht, jedoch mit dem ebenso bestürzenden wie vorhersehbaren Effekt, daß in den schmalen Teilbereichen, auf denen dieses Ziel erreicht wurde, anstelle der erhofften Paradiese die totale Verwüstung der Verhältnisse eintrat. Auch hier steht, wie im Fall der Bürokratisierung, eine fatale Gleichgewichtsverschiebung im Hintergrund. Wer der Politisierung aller Lebensverhältnisse das Wort redet, verspricht sich alles Heil von der Struktur und ihrer möglichen Veränderung. Damit beschneidet er aber den Raum, in dem sich mitmenschliche Initiativen entfalten und dialogische Beziehungen anknüpfen können. Wo von der Strukturveränderung die Lösung aller Weltprobleme erwartet wird, bleibt die Person und ihr Interesse auf der Strecke.

Felder der Hoffnungslosigkeit

Von der Hoffnungslosigkeit, die den Eintritt des jungen Menschen in die überkompliziert und undurchschaubar gewordene Lebenswelt umschattet,

war bereits die Rede. Daß dieser Schatten bereits auf die Schule fällt, in der Leistungsdruck und Erfolgszwang die Freude an den vermittelten Erkenntnissen in ihr Gegenteil verkehren, wurde von den Verantwortlichen erst neuerdings, hoffentlich nicht allzuspät, wahrgenommen und in erregten Diskussionen verhandelt. Wenn man sich die Modelle vor Augen führt, die dem Schulsystem in diesem Jahrhundert zugrunde lagen, kann man sich über dieses Ergebnis nicht wundern. In der Wilhelminischen Ära war es, vergröbernd gesprochen, das Modell der ‚Bildungskaserne‘, in der Zeit zwischen den Weltkriegen das der ‚Bildungsfabrik‘ und in der Zeit seit der Jahrhundertmitte das ‚Bildungsparlament‘. Und doch liegt es auf der Hand, daß keines dieser Modelle geeignet war, die Begegnung des jungen Menschen mit der Bildungswelt so zu gestalten, daß sie ihm zu wahrer Selbstfindung zu verhelfen vermochte. Unter dem Druck der Anforderungen und unter der Kaskade fruchtloser Diskussionen geriet das personale Interesse hoffnungslos ins Hintertreffen, wurde das Bildungsgut zum Gegenstand des Horrors anstatt des Entzückens. Kein Wunder, daß für viele, wie es ein evangelischer Sprecher unlängst formulierte, die Lebensfrage bereits im negativen Sinne entschieden ist, bevor das Leben für sie auch nur richtig begann.

Kaum besser steht es mit dem zweiten Feld, dem Arbeitsbereich. Auch wenn es unter erheblichen Anstrengungen gelungen ist, die Arbeitslosenquote innerhalb erträglicher Grenzen zu halten, ist das Problem, das sich hier stellt, damit noch keineswegs bewältigt. Denn für viele, allzuviiele, bringt die Arbeit keine menschliche Befriedigung mehr. Mit dem Stichwort von der ‚Entfremdung‘ des Arbeiters von seinem Produkt hat *Karl Marx* schon vor über einem Jahrhundert auf diesen Notstand nachdrücklich hingewiesen. Tatsächlich ist für eine untragbar große Anzahl von Menschen der Beruf zu einer lebenslangen Enttäuschung geworden. Die zunehmende Notwendigkeit eines ein- oder gar mehrmaligen Berufswechsels läßt keine volle Identifikation aufkommen; das Einerlei der Abläufe, die Stereotypie der Dienstleistungen verhindern in immer stärkerem Maße das Gefühl persönlicher Befriedigung. Kein Wunder, wenn viele nach einem Arbeitstag in der Fron eines ungeliebten Berufs keine Initiative zu einer sinnerfüllenden Privattätigkeit und keinen Sinn für die Ansprüche eines kultivierten Familienlebens aufbringen, sondern dem seichten Unterhaltungsangebot der Massenmedien willenlos zum Opfer fallen.

Noch ein letzter Bereich, in dem sich Hoffnungslosigkeit ausbreitet, sei ausdrücklich angesprochen. Er betrifft die Frustration, unter der viele alternde Menschen ihre Tage verbringen. Während viele Jugendliche das Gefühl haben, nicht gebraucht zu werden, leiden viele Alternde unter dem Eindruck, nicht mehr erwünscht oder gar überflüssig zu sein. Vielfach

sind die Altenheime zu Parkplätzen resignierender Existenzen geworden. Für sie endet das Leben, wie es für andere beginnt und für wieder andere verläuft: im Zeichen der Hoffnungslosigkeit.

Der Anfang der Hoffnung

Doch in eben diese Welt der großen Verdüsterung, der fehlenden Farben, der verschlossenen Türen zur Zukunft, der umfassenden Enttäuschung und Resignation ist der große Imperativ hineingesprochen: Sei ein Hoffnungszeichen; hilf andern hoffen! Wenn man die Richtung bedenkt, in die fast alle Zeichen der Zeit deuten, könnte man sich fragen, ob es sich hier nicht um eine besonders feine und gefährliche Dosis jenes Opiums handelt, das der Glaube nach Ansicht der marxistischen Religionskritik der bedrückten und bekümmerten Menschheit verabreicht. Oder handelt es sich, entgegenkommender gesehen, um den fast verzweifelten Appell an die ungehobenen ethischen Energien des Menschengeistes, also um einen Appell nach Art des Imperativs, den *Kant* auf die Formel brachte: Du kannst, denn du sollst! Aber der Gottesspruch an Abraham ist weder eine leere Vertröstung noch ein formaler Appell an die verborgenen Energien des sittlichen Menschen. Deshalb lautet seine Grundformel auch nicht: Du kannst, denn du sollst, sondern: Du kannst, denn du bist! Wir können in dieser Welt der Hoffnungslosigkeit einen Anfang der Hoffnung machen, weil Gott diesen Anfang mit uns gemacht hat. Unser Können fließt aus diesem Sein. Um dieses Sein geht es im Kern des Christentums. Denn das Christentum ist nicht nur eine Religion des Kreuzes und des Leidens, sondern mehr noch die der Leidüberwindung und der Auferstehung. Es ist, wie keine andere der Weltreligionen, die Religion der Hoffnung, des Friedens und der Liebe. Mit diesen drei grundlegenden Gütern verhält es sich freilich so wie mit der Wahrheit, von welcher Jesus sagt, daß sie getan werden muß, wenn sie ans Licht kommen soll. Sie stellen sich mit dem Glauben zusammen nicht ohne weiteres ein. Sie müssen vielmehr eingeübt werden, wenn sie zum Tragen kommen sollen. Die Einübung der Hoffnung aber hat den Charakter einer Konversion, genaugenommen sogar einer dreifachen Konversion: der Hinwendung zu Gott, zum Mitmenschen und zu uns selbst. Nur in dem Maß, wie wir sie vollziehen, werden wir hoffnungsfähig und hoffnungswillig, lernen wir für uns und andere zu hoffen.

Die dreifache Konversion

Fürs erste lebt die Hoffnung aus der *Hinwendung zu Gott*. Man kann sich nicht oft genug klarmachen, daß Jesus als Revolutionär des Gottesverhältnisses in die Religionsgeschichte eingetreten ist. Im Unterschied zu allen anderen Religionsstiftern ließ er es bei dem zwiespältigen Gefühl nicht

bewenden, das den religiösen Menschen in der Form bewegt, daß er sich gleichzeitig zu Gott als seinem höchsten Erfüllungsgut hingerissen und von ihm als dem Unvergleichlich-Andern zurückgestoßen sieht. Diesem Gefühlszwiespalt setzte Jesus dadurch ein Ende, daß Gott durch ihn definitiv und unwiederruflich das Antlitz des Vaters empfing. Dieser Gott ist die Quelle unserer Hoffnung. Er hält die Tür der Zukunft für uns offen. Er nimmt uns unter die Flügel seiner Vorsehung und senkt die Keime kindlichen Vertrauens in unser Herz. Um dieses Gottes willen dürfen wir hoffen. Denn er ist der ‚Gott der Hoffnung‘, von dem sich der Römerbrief „überströmende Hoffnung in der Kraft des Heiligen Geistes“ verspricht (15, 13).

Auf derselben Linie bewegt sich der Botschafter dieses Gottes, über dessen Wirken wie eine große Initiale die Seligpreisung der Armen und Trauernden steht. Gemeint sind damit nicht die in einem äußerem oder inneren Sinn Enterbten oder durch einen Verlust Bekümmerten und Betrübten. Mit dieser Seligpreisung spricht Jesus vielmehr diejenigen an, die mit den eingespielten Lebensverhältnissen nicht zurechtkommen und überdies nicht gewillt sind, ihren Frieden mit dem Bestehenden zu machen. Ihnen stößt er mit seiner Botschaft vom Gottesreich die Tür zu einer neuen Zukunft auf, indem er sich selbst als Halt und Herberge anbietet. Das ist der Sinn seiner großen Einladung an die Bedrückten und Bedrängten aller Zeiten: „Her zu mir, ihr Bedrückten und Bedrängten; ich will euch Ruhe geben!“ (Mt 12, 28). So hat auch er mit uns den Anfang gemacht. Wir brauchen nur mitzugehen. Und die Einübung der Hoffnung, auf die es zentral ankommt, ist die Zustimmung zu seiner Botschaft, das Mitgehen auf seiner Bahn.

Nicht weniger wichtig ist im Interesse der Hoffnung *die Konversion zum Mitmenschen*. Ein alteingespieltes Gefühl hat es dahin gebracht, daß wir in ihm zunächst nur den unbequemen Konkurrenten und Rivalen sehen. Auch hier hat Jesus einen Wandel herbeigeführt, indem er uns im Mitmenschen den Nächsten erkennen ließ. Eine seiner schönsten Parabeln, das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, will uns den zuläglichen Begriff davon vermitteln; und der besagt: „Liebe deinen Nächsten wie – und als – dich selbst“. Denn das ist dem Gleichnis Jesu zufolge der Nächste: das Wunder aller Wunder. Die staunenswerte Tatsache, daß es mich in meiner Armut und Größe noch einmal gibt, hineingespiegelt in die Umwelt, so daß das, was ich mir bin und bedeute, im Antlitz des andern noch einmal begegnet, wieder geschenkt wird, nicht als eine seelenlose Doublette, sondern als die beglückende Wiederholung dessen, was ich mir mit meinen innersten Sehnsüchten und höchsten Ansprüchen bin.

Zur Hoffnung gehört aber auch die dritte Konversion, *die Hinwendung zu uns selbst*. Wiederum hat es ein alteingespieltes Verhaltensmuster dahin gebracht, daß wir meistens in Form von Aggressionen reagieren. Und die Verhaltensforschung älteren Datums hat die Vorstellung von der durchgängigen Aggressivität des Menschen denn auch unverzüglich, wenn glücklicherweise auch nicht unwidersprochen, zu ihrem Dogma erhoben. Wer aber dem seelischen Mechanismus auf den Grund geht, der weiß, daß Aggressionen immer nur das Vorletzte sind, Ausdruck von Angst und Unsicherheit. Sobald diese ausgeräumt sind, kommt etwas ganz anderes zum Vorschein: das urmenschliche Verlangen nach Verständnis und Verbundenheit. Erst sekundär ist der Mensch das Wesen der Aggression, primär dagegen – und auch dafür steht Jesus mit seiner Lebenswirklichkeit und mit seiner Botschaft ein – das Wesen des Vertrauens, der Hingabe und der Liebe. Wer sich darauf zurückbesinnt, findet in sich selbst ‚Grund‘ zur Hoffnung.

Felder der Bewährung

Wenn sich aus alledem ein Ergebnis ablesen läßt, dann dies, daß es mehr Reserven der Hoffnung gibt, als es der frustrierte und mutlos gewordene Mensch der Gegenwart einzugestehen wagt. Es kommt nur darauf an, diese Quellen zu entdecken und zum Fließen zu bringen. Doch darin liegt eine nicht unbeträchtliche Schwierigkeit. Denn die Quellen der Hoffnung fließen nicht in mächtigen Kaskaden, sondern nur in feinen, manchmal fast unsichtbar feinen Strahlen. Erst in der Zusammenfassung aller ergeben sie einen Effekt, der die Welt verändert. Weil diese Zusammenfassung erst am Ende, keinesfalls jedoch am Anfang zu erwarten ist, wäre es töricht, schon vom Anfang eine sichtbare Veränderung der Verhältnisse zu erwarten. Auch der Glaube an die Botschaft Jesu kann keine Arbeitsplätze aus dem Boden stampfen, die Vernichtungswaffen nicht unschädlich, die Umweltverschmutzung nicht ungeschehen machen, die Bevölkerungsexplosion nicht stoppen. Ihm das abverlangen, wäre Vermessenheit und Wahn. Die realistische Hoffnung, zu der wir allein berechtigt sind, sieht vergleichsweise bescheidener und innerlicher aus. Wer sich aber darüber im klaren ist, daß alle weltverändernden Bewegungen mit einer neuen Einstellung zur Welt begannen, wird darin keinen Mangel sehen. Vielmehr wird er dem Satz zustimmen, daß der Weg der Hoffnung in erster Linie eine Frage der menschlichen Innerlichkeit sei. In modernerer Formulierung könnte man auch sagen, es komme darauf an, einen von der Hoffnung getragenen Wandel des Bewußtseins herbeizuführen.

Was davon konkret zu erwarten ist, zeigt sich dort, wo sich unsere Hoffnung zunächst bewähren muß: im Umgang mit unserer alltäglichen Le-

benswelt. Man tut gut daran, sich in diesem Zusammenhang an die Weisheit der antiken Orakel erinnern zu lassen. Sie gingen davon aus, daß zwischen den äußeren Ereignungen eines Menschenlebens und seiner inneren Einstellung ein enger Wechselbezug herrscht. Wer von vornherein skeptisch und resignierend an seine Lebensaufgabe herangeht, darf sich nicht wundern, wenn die Dinge auch tatsächlich schiefgehen und das, was er unterschwellig befürchtet, auch eintritt. Mit ihrem Zuspruch zielten die Orakel darauf ab, die Pechsträhne dadurch zu zerschneiden, daß sie dem Menschen zu einer neuen Grundeinstellung verhalfen. Dazu will uns, viel nachdrücklicher noch als sie, auch die christliche Hoffnung überreden. Mit ihren sanften Impulsen will sie uns dazu verhelfen, daß wir die Vorleistung eines wahrhaft christlichen Optimismus erbringen und, anstatt voller Angst und Befürchtungen, vertrauensvoll an die Alltagswirklichkeit und ihre Aufgaben herangehen. Irgendwann – so versichert uns die Hoffnung – wird die sperrige und widerständige Lebenswelt dann nachgeben und uns jene Chance einräumen, die wir für unser äußeres und inneres Fortkommen brauchen.

Unschwer läßt sich das auf die Bereiche ausdehnen, in denen sich die Hoffnungslosigkeit besonders breitmacht. Kein Leistungsdruck ist so groß, daß unter ihm nicht auch echte Leistungsfreude aufkommen könnte, keine Verrichtung so geistötend und öde, daß ‚zwischen den Zeilen‘ nicht auch das persönliche Interesse zu seinem Recht käme, kein Beruf so lebensfremd, daß darin keinerlei Befriedigung zu finden wäre. Indessen besteht unsere Welt aber nicht nur aus Tatsachen und Aufgaben, sondern auch – und vor allem auch – aus Menschen. Ihnen müssen wir vor allem als Hoffende gegenübertreten. Das aber ist gleichbedeutend mit der Bereitschaft, unseren Mitmenschen das Gefühl zu vermitteln, daß ein jeder gebraucht wird, daß es auf einen jeden ankommt, daß keiner, auch nicht der Behinderte und Alternde, überflüssig ist, weil die großen Menschheitsaufgaben nur im brüderlichen Zusammenschluß aller, nur in solidarischer Kooperation lösbar sind.

Was draußen leuchten soll, muß aber zuerst im eigenen Haus seinen Anfang nehmen. Und das heißt, daß die Einübung unserer Hoffnung in der Kirche beginnen muß. Hier, in dieser nachkonziliar zerklüfteten Kirche, müßte endlich Schluß gemacht werden mit der leidigen Konfrontation. Denn die Positionskämpfe, die sich fast schon über ein Jahrzehnt hinziehen, brachten kaum einen Erkenntnisfortschritt, dafür aber unerträglich viel Leid und Verbitterung. Progressive und Konservative sollten sich daher bewußt werden, daß sie in dem einen Boot des Glaubens sitzen und daß es nur der zusammengefaßten Kraft aller gelingen wird, diesem Boot den rechten Kurs zu geben. Die allzu stürmisch Vorandrängenden müssen sich sagen lassen, daß gewaltsame Änderungsversuche immer nur zu Rück-

schlagen und rückläufigen Entwicklungen führten. Und die allzusehr am Hergebrachten Haftenden müssen sich fragen lassen, ob sie am Ende die Form nicht mit dem Inhalt verwechseln. Wichtig ist nur der Wein, der in die Schläuche gegossen werden muß; die Schläuche selbst, alt oder neu, sind bloße Gefäße und als solche austauschbar.

Wo von der Hoffnung die Rede ist, darf auch die Theologie nicht unerwähnt bleiben, zumal sie sich in einzelnen ihrer modernen Formen geradezu zur Sprecherin der Hoffnung gemacht hat. Sie ist noch weit davon entfernt, das bewegende, hilfreiche, zündende Wort gesprochen zu haben, das Welt und Kirche heute von ihr erwarten. Dazu ist sie auch nicht ohne weiteres imstande. Wenn ihr dieses Wort geschenkt werden soll, dann nur, wenn die menschlichen – und christlichen – Voraussetzungen dafür gegeben sind. Und die bestehen in der gesammelten, gespannten Erwartung dieses Himmelsgeschenks, zu der sich alle nach dem Vorbild der auf die Herabkunft des Geistes wartenden Jüngergemeinde bereitfinden sollten. Bei dieser brüderlichen Erwartung der hilfreichen Geistesgaben würde, ganz allmählich und unmerklich, der Hoffnung noch in einem ganz anderen – und entscheidenden – Sinn der Boden bereitet werden. Eine Umstrukturierung der religiösen Haltung würde sich vollziehen. Noch immer ist diese allzu einseitig vertikal ausgerichtet. Es kommt aber darauf an, daß die Elfenbeintürme des religiösen Individualismus abgebaut und durch die Geborgenheit im brüderlichen Verbundensein mit allen ersetzt werden. Denn Gott kann nicht in der Abgeschiedenheit vom Bruder, sondern nur in der Gemeinschaft mit ihm gefunden werden: „Gott hat keiner je geschaut; wenn wir aber einander lieben, dann ist Gott in uns, und die Liebe zu ihm ist in uns vollkommen“ (1 Joh 4, 12). Den unmittelbaren Anfang der Hoffnung können wir freilich nicht schon hier, ihn müssen wir in uns selber machen. Es muß der Anfang in unserem eigenen Herzen sein! Dort müssen wir lernen, unser Leben aus der Hand Gottes anzunehmen und es auf Gott hin zu wagen. Deshalb sollten wir uns mit Abraham gesagt sein lassen:

Sei ein Hoffnungszeichen –
hilf andern hoffen!